

DER VERFALL DER CHINESISCHEN KULTUR ZU ANFANG DES NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERTS

VON A. von HERDER

Am siebenten Februar 1799 schloß der Kaiser der Regierungsperiode Kiën Lung die Augen. Sie hatten viel gesehen — viel ruhmvoll Leuchtendes, viel prunkhaft Glänzendes. Es glänzte fast alles in den Palästen und Tempeln der „Großen Reinen Dynastie“, die er, das Werk seiner Ahnen abschließend, auf den Höhepunkt ihres Glückes und ihrer Machtentfaltung gebracht hatte. Selbst in der glutlosen Februarsonne strahlte funkelndes Glitzern von der goldgelben Glasur wuchtiger Dächer, von schneeweißen Marmorterrassen und -Treppen, von zinnoberroten Türen, Säulen und Fenstergittern, vom Golderz hoher Weihrauchbecken, Wasserbehälter, torhütender Löwen, vom tiefen Schwarz geschnittener Möbel, von seidenen Gewändern, von geschliffenem Jade, von Perlen und Rubinen, von Pfauenfedern und Zobelpelzen. Dann die vielen aufs allerfeinste gearbeiteten Erzeugnisse eines unerschöpflich reichen Kunstgewerbes — Porzellane, einfarbig, dreifarbig, fünffarbig, vielfarbig, Bronzen, malerisch verwittert oder mit frischem Gold überzogen, Zellschmelz mit prächtigen Päonien und Chrysanthemen auf tiefblauem Grunde, Stickereien, aus tausend abschattierten Fäden zu sinnvollen Mustern auf Atlas gewirkt, Fächer aus gemalter Seide, aus durchbrochenem Elfenbein; Kristalle und Halbedelsteine zu Blumen, Perlmutter zu Blüten gestaltet; fabelhaft zierlich geformte und geschmückte Schnupftabaksfläschchen aus Glas, aus Porzellan, aus Amethyst, aus Bernstein, von denen einige über 1000 Silbertaels wert waren. Auch aus dieser Welt unübertrefflicher Kleinkunst ging ein märchenhaftes Schimmern, ein berückendes Leuchten hervor. Nur starke Augen konnten beständig in soviel Glanz hineinschauen, ohne davon geblendet zu werden. Kiën Lung hatte solche starken Augen, die Augen des geborenen Herrschers, dessen Wille zur Macht auf der Fähigkeit beruht, die Macht nicht bloß zu ergreifen, sondern auch großzügig zu verwerten.

Und nun waren diese Augen geschlossen. Ihr geistvoller und begeisternder Kaiserblick ruhte nicht mehr auf dem Hofe, auf dem Heere, auf den hohen Würdenträgern, auf Künstlern, Priestern und Gelehrten. Der Sohn, den Kiën Lung 1796 bei seiner Abdankung mit der Regierungsdevise Gia King auf den Thron gesetzt hatte, vermochte es nicht, versuchte es nicht einmal, die klaffende Lücke, welche der Tod des greisen Herrschers in das Staatsleben gerissen, irgendwie auszufüllen. Ihn hatte der Glanz der Tempel und Paläste dermaßen

geblendet, daß er ihn als von seiner Person ausstrahlend dachte, was ihn seines Erachtens der Befolgung von ethischen Gesetzen und Sittenregeln enthob. Er war der über alles Erhabene, der sich alles erlauben und seinen schlimmsten Trieben die Zügel schießen lassen konnte. Vom Fleiße und Pflichtgefühl seines Vaters und Großvaters hatte er nichts geerbt. Mißtrauisch, habgierig, rachsüchtig ließ er Kiën Lungs Lieblingsminister Ho Kun hauptsächlich deshalb verfolgen und hinrichten, weil es ihn nach dessen enormen Schätzen gelüstete. Zahlreiche Aufstände, ein Anschlag gegen sein Leben zeigten, wie gefährlich seine persönliche Unbeliebtheit der Dynastie werden konnte. Die Überhebung und Ungeschicklichkeit, mit der er sich des zweiten von England nach China geschickten Gesandten erwehrte, hat ihm vollends alle Achtung bei europäischen Geschichtsschreibern verscherzt. Als er nach einer Regierung von 24 Jahren vom Blitz erschlagen in Jehol am 2. September 1820 starb, sah das Volk darin die gerechte Strafe des Himmels für seinen schlimmen Lebenswandel.

Da seine Unfähigkeit zeitlich mit einem ganz deutlichen Sinken des geistigen Niveaus Chinas zusammenfällt, ist ihm die Hauptschuld daran zur Last gelegt worden. Dazu kommt noch, daß, seinen Sohn und Nachfolger Dau Guang ausgenommen, alle späteren Thronerben starke Zeichen der Degeneration an sich trugen. Also, heißt es, hätten sie den weiteren Abstieg verursacht. Aber in früheren Jahrhunderten war manche Dynastie nach Zeiten großer Tatkraft in Verweichlichung und Eunuchenmißwirtschaft verfallen, ohne daß der Geist der dem Hof fernstehenden Kreise davon im mindesten angesteckt worden wäre. So z. B. in der politisch trostlosen Zeit der fünf kleinen Dynastien mit ihren unwürdigen Schattenkaisern, einem 60 Jahre dauernden Zeitabschnitt, in dem zu der Ohnmacht der Regierung sich noch siegreiche Barbareneinfälle gesellten, blühte die große Kunst der Tang, wenn auch in bescheidenerem Maße, im Kern doch noch voller lebendiger Kraft und Entwicklungsmöglichkeiten ununterbrochen weiter und wurde nicht nur eifrig gepflegt, sondern auch durch neue Errungenschaften bereichert und vertieft. Auch einer der wichtigsten Zweige des Kunstgewerbes konnte mit der Fabrikation des Porzellans von Dschai Yau wahren Fortschritt verzeichnen. Auf geistigem Gebiete gab es weder Erstarrung noch Auflösung. Im Gegenteil; gerade damals wurde zum erstenmal der herrliche Schatz altchinesischer Weisheit den Unbemittelten nähergebracht in einer mit Holzplatten gedruckten Ausgabe der Klassiker. So ward die ideale Höhe der weltberühmten Sung-Epoche vorbereitet.

An diesem Beispiel, dem aus Chinas Geschichte noch manche anderen hinzugefügt werden könnten, geht deutlich hervor, daß dynastischer mit allgemeinem Verfall durchaus nicht unvermeidlich verbunden ist.

Daß die „Große Reine“ Dynastie der Mandschus mit dem Wüstling Gia King, dem Feigling Hiën Fong, dem verzogenen Kinde Tung Dschī, dem hysterischen Guang Sü, der ehrgeizigen Kaiserinwitwe Tsī Hi offensichtlich immer rettungsloser auf die abschüssige Bahn der Entartung geriet, berechtigt durchaus nicht zu der Behauptung, daß ihre Erschlaffung die ihrer Untertanen herbeigeführt hätte. Ebenso falsch ist es, den Verfall der chinesischen Kultur dem herrschenden Stamme der Mandschuren zuzuschreiben. Es widerspricht nämlich aller Wahrscheinlichkeit, daß ein zahlenmäßig so geringes Volk wie das mandschurische, ein Volk, das keine eigene Literatur besaß und die Kultur der Besiegten restlos annahm, in deren Lande wohnte und in deren Sprache sich ausdrücken mußte, auf den Geist der riesigen einheimischen Masse irgendwelchen tiefgehenden Einfluß hätte ausüben können. So zum Beispiel muß die im 19. Jahrhundert stark hervortretende Unfähigkeit und Bestechlichkeit des Beamtenstandes den Chinesen weit mehr als den Mandschuren zur Last gelegt werden, denn volle vier Fünftel der Beamten, darunter viele in hochverantwortlicher Stellung, waren reinrassige Chinesen. Die ausländischen Kaufleute in Canton fanden bei den mandschurischen Vizekönigen eine bedeutend höflichere, verständnisvollere, anständigere Behandlung als bei den Statthaltern chinesischer Abstammung.

Die blutigen Aufstände, die von Gia King ab bis 1864 das Land beunruhigten, entsprangen nicht einem berechtigten Freiheitsdrang, sondern einem trüben Gemisch von religiösem Fanatismus und blindem Haß gegen die bestehende Ordnung. Alle Mandschuren, die ihnen in die Hände fielen, Männer, Frauen und Kinder, erbarmungslos niederzumetzeln, ihre Häuser auszurauben, ihre Yamen einzuäschern, das vermochten die chinesischen Rebellen. Die immerhin noch erträglich funktionierende Verwaltung, die besonders der große Mandschukaiser Kang Hi ins Leben gerufen hatte, durch eine eigene zu ersetzen, das überstieg ihre Kräfte. In der von den Taiping-Rebellen elf Jahre beherrschten Stadt Nanking ging es wüst her. Eine ausschließlich auf Raub und Erpressung gegründete Wirtschaft war der einzige finanzielle Begriff, der diesen chinesischen Köpfen entsteigen konnte. Haß, Hetzreden, Mord, Raub, Verwüstung, das waren die Waffen, mit denen die einheimische Opposition gegen die Mandschuren vorging, die Mandschuren, die einst China aus dem Chaos eines entsetzlichen Räuberterrors gerettet, zu Ordnung, Ruhe und Reichtum gebracht, seine Grenze mächtig erweitert und seine Kunst und Wissenschaft großzügig gefördert hatten. Daß ihnen die Eroberung relativ so leicht gelang, läßt schon auf ein trauriges Fähigkeitsniveau der Einheimischen schließen. Der sinnlose, nur die wildeste Anarchie bewirkende Aufstand, der seit 1630 wütete und, vom

einäugigen Li Dsi Dscheng geführt, schließlich Peking einnahm und den Mingkaiser zum Selbstmord trieb, zeigt eine erschreckende Ähnlichkeit mit der Taiping-Rebellion des 19. Jahrhunderts. Beiden fehlte jede politische Einsicht, beide leisteten fremden Eroberungsgelüsten höchst willkommenen Vorschub, beide dauerten fast fünfzehn Jahre, beide bedeuteten keineswegs ein Aufschäumen unterdrückter Lebenskräfte, sondern nur das Gären einer tiefen Verwesung, Ihr einseitig negatives Vorgehen, ihr gänzliches Versagen, sowie Probleme aufbauender Leistungen an sie herantraten, die Kopflosigkeit der Abwehr lassen auf geradezu katastrophale innere Verarmung des chinesischen Volkes schließen. Dieses, weder die Dynastie noch die Mandschuren, trifft die Hauptschuld des Verfalls. Das heißt, wenn Schuld überhaupt in Frage kommt. Das Sinken des geistigen Aufnahme- und Schaffensvermögens, das seit Ende des 18. Jahrhunderts immer gefährlichere Tiefen erreichte, hat etwas so Überwältigendes, so Unabwendbares, daß es sich dabei offensichtlich um ein Verhängnis handelt, nicht um eine Schuld, für die man einzelne Persönlichkeiten oder Klassen verantwortlich machen kann. Wenn der Lebenspuls eines großen Staates zu langsam zu schlagen anfängt, wenn das stockende Blut in immer wiederkehrenden und nicht von Grund aus zu heilenden Eiterbeulen ausbricht, wenn überall statt der Tatkraft und des Anpassungsvermögens urwüchsigen Lebens ein klägliches Versagen bei den kleinsten Schwierigkeiten in Erscheinung tritt, wenn auch bei dem besten Willen nichts mehr wirklich gelingt und gedeiht, dann stehen wir vor einem großen Sterben, und zwar dem Sterben einer Kultur. Der ordnungschaffenden Energie des jugendlichen Mandschurenstammes und seiner genialen Herrscher gelang es, der verendenden chinesischen Kultur frische Kräfte einzuflößen, die dann 200 Jahre lang ein so üppiges Blühen bewirkten, daß vollständige Genesung eingetreten zu sein schien. Aber es war nur ein Spätherbstblühen, ein letztes herrliches Emporleuchten einer Flamme, ehe sie in sich zusammenbricht. Sowie der mächtige Impuls, der von den großen Mandschukaisern ausging, mit Kiën Lung zu Grabe getragen war, hob auf allen Gebieten menschlicher Betätigung ein allgemeines Erschlaffen und Welken an. Es entstanden damals Porträts, wie man sie sich steifer und lebloser nicht vorstellen kann. An guten, in großem Stil gemalten Vorbildern fehlte es durchaus nicht. Auch stand sich China damals materiell noch sehr gut und bot überall mit farbenreichen Trachten, herrlichen, noch nicht trostlos zerfallenen Gebäuden, gediegenen, von allem Fabrikkitsch freien Läden, lustigen Theatern, eindrucksvollen Prozessionen, goldenen Götterbildern dem verständnisvollen Auge eine geradezu beneidenswerte Fülle anregender Motive. Die Maler aber hatten kein Auge mehr für pulsierende

Wirklichkeit. Worauf es ihnen hauptsächlich ankam, war, allerlei zierliche Nipsachen, Blumenvasen, Pinselhalter, Korallengeäst und dergleichen möglichst deutlich auf elegant geschnitztem Regal neben oder hinter, oder neben und hinter dem Modell aufzubauen. Seinen materiellen Reichtum wollten sie darstellen. Um das Geistige in einem Ausdruck, um das Verschwiegene an einem Munde, das Charakteristische an einer Hand kümmerten sie sich nicht im entferntesten. Freilich mag es ja auch sein, daß es am Hofe des mißtrauischen Gia King ratsam war, eine möglichst leere Maske zur Schau zu tragen, aber da bei allen Porträts und Ahnenbildern dieser Zeit die gleiche Leere vorkommt, so liegt hier offenbar eine Erlahmung des künstlerischen Könnens vor. Mit rührender Sorgfalt, aber völliger Talentlosigkeit malte man mit vielen sauberen Pinselstrichen und Strichelchen leblose Puppen in steifen Gewändern, hier und da auch eine Katze, einen Schoßhund, ein Pferd, welche aus einer Jahrmarktsbude zu stammen schienen. Auf dem noch unter Kiën Lung so bedeutenden Gebiet der Landschafts- und der Blumenmalerei wurde nun immer schablonenhafter nach Kopien von Kopien von Kopien gearbeitet. Man lernte gewisse Kompositionen längst verstorbener Meister auswendig und brachte sie mit mehr oder minderem Geschick zu Papier. Einen Berg oder eine Blume selber genau zu betrachten, das kam niemand mehr in den Sinn. Ähnlich wurde in der Literatur ergiebig mit Zitaten gearbeitet, unendlich viel gereimt, erschreckend wenig gedichtet. In der Baukunst ebte die gewaltige Tätigkeit der vorherigen Regierung bedeutend ab und fing eine bedenkliche Nachlässigkeit immer mehr an, einzureißen. Kiën Lungs kühner Versuch, europäisches Barock mit chinesischen Motiven und Majoliken zu verbinden, war nicht der Ausgangspunkt eines technisch reicheren Stiles geworden, nur die Quelle elender Nachahmungen immer schlechter gewählter ausländischer Modelle.

Im Kunstgewerbe wirkten die ererbte Geschicklichkeit und der ins Blut übergegangene Formensinn allerdings noch weiter; sie sind selbst heute nicht völlig erloschen. In der Herstellung von Seide erfand man sogar noch einige hübsche neue Muster. Aber es wurde Mode, Kleider mit gewebten Litzen zu besetzen statt der früheren feingestickten Borten. Anmutige Gravierungen kamen noch auf Elfenbein, Zinn und Silber zustande, aber es glückte eben nur das Anmutige. Etwas Großes, Gewaltiges kam nicht mehr vor. In der Keramik verblaßten die Farben und verkümmerte die Linie. Stumpfes Pastellavendel, süßliches Rosa vertrieben das von unter der Glasur herausstrahlende Blutrot und Saphirblau der guten Zeit. Man fing an, die farbenfreudige und farbenverstehende Pracht am Hofe Kiën Lungs, die den ersten englischen Gesandten, Lord Mc Cartney, zu heller Bewunderung hingerissen hatte, das ganze große

入定煉魔

明倫彙編
家範典
孝行典
卷一百一十五



慎齋吟杖

明倫彙編
家範典
孝行典
卷一百一十五

Leuchten dieser reichen, tatkräftigen, intelligenten Welt als Last zu empfinden. Man war ihnen innerlich nicht mehr gewachsen. Gia Kings würdelose Persönlichkeit drückte sie vollends zu leerem Prunk herab. Sein Sohn Dau Guang suchte Rettung aus den Nöten der Zeit und seiner eigenen Seele in puritanischem Entsagen jedweder Farbenpracht und ließ in seinem Mausoleumtempel nur dunkle Holzsäulen aufstellen. Weder Malerei noch Schnitzerei wurden zugelassen. Auch bestand er auf Einfachheit und Sparsamkeit am Hofe. Aber niemand folgte seinem Beispiel aus freien Stücken, niemand verstand ihn, wie auch sein ehrlicher Versuch, das stark im Wachsen begriffene Laster des Opiumrauchens auszurotten, ihm nur Krieg und Demütigungen zuzog. Höchstens gelang es ihm, das große Sterben etwas aufzuhalten; es in Gesundheit umzuwandeln, überstieg jede menschliche Kraft.

Betrachtet man das Gesamtbild der alten asiatischen Welt in dieser Jahrhundertwende, so fällt sofort auf, daß das, was man das spezifisch Asiatische nennt, damals überall stark im Rückgang begriffen war. Der Islam hatte seine ursprüngliche Stoßkraft vollkommen eingebüßt. Daß er einstmals das stolze Wien bedroht hatte, fing an, geradezu märchenhaft zu klingen. Nirgends drohte er mehr. Überall sah er sich selbst bedroht. Indien war im Begriff, mit Haut und Haar in Englands unersättlichem Magen zu verschwinden; Japan lag noch im Banne eines geheimen Grauens vor den unruhigen Nichtasiaten. Nun geriet auch das große Werbetalent, das die chinesische Kultur jahrhundertlang unbestritten und höchst gerechtfertigterweise im Fernen Osten ausgeübt hatte, erst unmerklich, aber bald ganz deutlich ins Erlöschen. Dazu kam noch, daß die Hochflut politischer Machtentfaltung unter Kiën Lung in Ebbe umschlug. Dies merkwürdige, ganz allgemeine Hinsiechen Asiens ist nun durch die gleichzeitig einsetzende, immer rücksichtsloser ins Unendliche strebende Machtentfaltung des Westens bedeutend beschleunigt worden. Sie bleibt aber dem inneren Wesen nach eine unabhängige Erscheinung. Sie tritt nämlich überall mehrere Jahre eher auf als die großen technischen Errungenschaften, ohne welche Europa seine Übermacht gegen Asien auf die Dauer nicht hätte behaupten können. So z. B. gehörten Dampfschiffe noch 1841 zu ganz großen Seltenheiten und verlangten solche hohen Frachtsätze, daß die alten Segler ihre Konkurrenz damals kaum zu fürchten brauchten. Und erst ein volles Jahr später, 1842, wurde China zum ersten Male von einem europäischen Staate angegriffen. Daß derselbe die chinesische Flotte versenkte, war nicht die Ursache, aber teilweise die Folge davon, daß in Peking um 1800 schlecht gemalt, elend gedichtet und wenig gedacht wurde. Der fabelhafte Aufschwung der Mechanik, welche dem politischen Sieg Europas den wirtschaftlichen hinzufügte,

bedeutete für den Fernen Osten erst seit Mitte des 19. Jahrhunderts eine ernste Gefahr. Aber Japans Beispiel beweist, wie dieselbe zum Guten gewendet werden konnte. Die Erfindungen der Mechanik lagen nämlich sozusagen offen auf der Straße. Jedes beliebige Volk konnte sich an denselben beteiligen und sie zum eigenen Nutzen ausbeuten. Es lag nicht an der Böswilligkeit der Europäer, die ihre Technik nur zu gerne in China eingeführt hätten, sondern an den Chinesen selbst, daß sie dem heraufsteigenden Maschinenzeitalter beziehungs- und verständnislos gegenüberstanden. Sie konnten aber nichts dafür. Die Schöpfung hatte ihnen die Seele des Künstlers, des Dichters beschieden, Temperamente, die instinktiv das Ungefähre dem Genauen, das Gemütvolle dem Rationellen, das Dekorative dem Nützlichen vorziehen und trotz hoher Begabung die Präzision, mit der die Maschine arbeitet und behandelt werden muß, nicht erfassen können. Das kaltblütige Ausbeuten und Beherrschen der Naturkräfte, wie sie dem Verstandesmenschen auf Grund seiner analytischen Wissenschaft so vollkommen liegt, läßt sich nur sehr schlecht auf diese so ganz anders Gearteten übertragen. Denn sie haben wenig Willen zur Macht und beugen sich demütig vor der Natur, mit der sie seit jeher viel inniger verwachsen waren als der nach individueller Selbstbehauptung trachtende Germane. Seine Bedeutung liegt hauptsächlich im Überwinden der Natur, die des Chinesen in feinem Einfühlen in ihre mythischen Tiefen. Im heutigen mythenabgewandten mechanischen Zeitalter, dem ausgesprochenen Produkt der Zivilisation, ist er ein Unverständener und Unverstehender, der Gast, dem für das Festmahl die richtigen Kleider fehlen.

Zivilisation bezeichnet Spengler als diejenige Entwicklungsstufe, auf welcher die äußersten und künstlichsten Zustände, deren eine höhere Art Mensch fähig ist, erreicht sind. Ihre Hauptmerkmale sind die vollkommene geistige, wirtschaftliche und politische Entrechtung des Landes gegenüber der Stadt, und zwar der Riesenstadt, der Weltstadt, die Vorherrschaft des Geldes über die Güter, der Massenproduktion über das kleine Handgewerbe, des Verstandes über das Seelische. Jedem, der China und die Chinesen aus dem Leben, nicht nur aus Büchern kennt, ist es klar, daß solche Verhältnisse dort bis jetzt nie geherrscht haben. Erst heute im 20. Jahrhundert ist Zivilisation mit der wachsenden, hauptsächlich auf Geld beruhenden Macht der Weltstadt Schanghai, dem völligen Bruch mit der Tradition zugunsten fremder politischer, wirtschaftlicher und sozialer Theorien siegreich eingedrungen. Aber da dieselbe einem gänzlich unhistorischen Ideenkreis entsprossen und durchaus keinen sich naturgemäß aus der bodenständigen Kultur entwickelnden Endzustand, nur eine oberflächliche Amerikanisierung der führenden Schichten darstellt,

wird ihr schwerlich ein langes, jedenfalls kein glänzendes Dasein beschieden sein. Erst wenn das mechanische Zeitalter sich ausgelebt hat und eine neue Gedankenwelle die Welt überflutet, deren Rhythmus besser zu dem der Seele Chinas paßt, wird das chinesische Volk wieder groß werden, falls es das Prokrustesbett der Zivilisation, auf welches es seine jetzigen Machthaber spannen wollen, mit heilen Gliedern überlebt.

Nicht durch das systematische Denken und genaue Berechnen, wie die Zivilisation sie unbedingt verlangt, sondern durch das spontane Erfassungsvermögen eines unverdorbenen Instinkts, rein intuitiv erreichte es die tiefe Weisheit, aus welcher seine Kultur erwuchs. Ein ausgezeichnetes Gedächtnis trug dann das auf diese zuverlässigste Art Gewonnene unversehrt durch die Jahrtausende. Da diese Kultur eine ganz bedeutende ethische Höhe erreichte und den Chinesen auf allen Gebieten religiös, politisch, sozial, künstlerisch völlig befriedigte, empfand er nie das Bedürfnis, von ihr zur Zivilisation überzugehen. Er hat auch diesen Schritt nie getan. Der Vorwurf von Erstarrung oder gehemmter Entwicklung, der China so oft gemacht worden ist, trifft nur dann zu, wenn man mit Spengler Zivilisation als notwendige Schlußentwicklung jeder Kultur auffaßt. Aber wie es immergrüne Bäume gibt, die sich im Herbst nicht wandeln, und Menschen, denen trotz hohen Alters der jugendliche Geist treu bleibt, so gibt es Kulturen, die lange als solche bestehen und schließlich als solche sterben. Dies ist nun offenbar in China der Fall.

Da dessen Kultur dem Volkscharakter sowohl als dem kosmischen Geschehen merkwürdig gut angepaßt war, ward ihr eine fast unverwüstliche Gesundheit, eine fast ewige Jugend zuteil. Es haftet ihr etwas ungemein Frisches, fast kindlich Naives an, ein zähes Festhalten am Primitiven, ein tiefes Unvermögen, ungreifbare und verwickelte Fragen sich zu stellen oder zu lösen. Selbst der Luxus, der doch Blendendes leistete, blieb im Kern primitiv. Man vergleiche nur das genau durchdachte Wasser- und Beleuchtungssystem eines gewöhnlichen europäischen Hauses mit den entsprechenden Einrichtungen im prunkvollsten chinesischen Palaste. Der Schnitt der Kleider, mochten sie noch so vollendet gewirkt und bestickt sein, blieb losen, einfach geradlinigen Formen treu, weit entfernt von den peinlich genau auf persönliches Maß gearbeiteten, fest anliegenden Moden Europas. Die Architektur erreichte eine unvergleichliche Großartigkeit der Proportionen und Harmonie der Umrisse und Farben. Komplizierten Problemen von vielstöckigen, treppenreichen Gebäuden mit organisch verbundenen Flügeln, Giebeln und Türmen wich sie aus. Die chinesische Säule wuchs kaum aus dem ursprünglichen Baumstamm heraus. Von dem himmelstürmenden Streben des gotischen Pfeilers hat sie nie etwas auch

nur geahnt. Ähnlich die Malerei, die mit einfacher Tusche und Wasserfarben zwar ganz Wundervolles leistete, aber doch den Schwierigkeiten des Licht- und Schattenspieles grundsätzlich aus dem Wege ging. Dem Gewerbe gelingt das Beste weit mehr durch altvererbte Geschicklichkeit der Hände als durch die Zweckmäßigkeit und Feinheit der Werkzeuge. Komplizierte Maschinerie wirkt eher störend als hilfreich, weil das Mechanische der immer noch jungen Seele Chinas durchaus nicht liegt. Das Einfache wird instinktiv immer vorgezogen.

So z. B. wurden die mit Sprungfedern versehenen und mit äußerster Bequemlichkeit ausgestatteten Karossen, welche der König von England dem Kaiser Kiën Lung überbringen ließ, nur ausgelacht und nie benutzt. Man blieb bei den höchst schlichten und entsetzlich unbequemen uralten Holzkarren. Die Artillerie, welche bereits in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit von Portugiesen und Jesuiten für die Mingkaiser hergestellten Kanonen eingeführt war, beherrschten die Chinesen eigentlich nie. Beim ersten Zusammenprall mit europäischen Geschützen versagten sie trotz ihrer großen Zahl vollständig.

Die sich erst jetzt auflösende Macht des Vaterrechts und des Familienkreises bedeutet sowohl ein Vorwiegen des Gefühlsmäßigen über den kühl berechnenden Verstand als ein sehr langes Anhalten des Anlehnsbedürfnisses der frühen Jugend.

Eben dieses kindlich Naive, Ursprüngliche, wunderbar verbunden mit der Weisheit und Geschicklichkeit tausendjähriger Erfahrung, verleiht der chinesischen Kultur einen besonderen Reiz, eine Würde und Milde, wie sie in solcher Vollkommenheit sonst wohl nirgends verwirklicht worden sind. Dem scharfen Denken, dem energisch zielbewußten Handeln europäischer Diplomatie und europäisch-amerikanischer Finanz gegenüber bedeutete dieses Kindliche eine Schwäche, deren erbarmungslose Ausbeutung den Untergang der chinesischen Kultur entschieden beschleunigte. Aber, wie bereits erörtert, verursacht hat sie ihn nicht. Unter Gia King, also fast ein halbes Jahrhundert vor dem ersten Krieg mit England, geriet sie in den Zustand eines allmählichen, aber unabwendbaren Sterbens, einerseits, weil sie schon zu Ende der Mingdynastie im tiefsten Innern schwer erkrankt war, andererseits, weil der Hochbetrieb, den die in den 60 Regierungsjahren Kiën Lungs enorm gesteigerte politische und wirtschaftliche Kraft auslöste, die letzten Möglichkeiten dieser Kultur restlos herausgeholt, entwickelt und erschöpft hatte. Nach einer ins Fabelhafte reichenden technischen Vervollkommenung und Verfeinerung, nach einer immer mehr zum Spielerischen verleitenden Beherrschung des Materials, nach einem Schwelgen im Auserlesenen, Prächtigen, üppig Dekorierten, nach sorgfältigstem Sammeln, Erhalten, Registrieren und Reproduzieren alter

Kunstschätze ließ sich aus dieser Lebensanschauung heraus nichts Neues mehr denken oder schaffen. Alle Wandlungen vom Rudimentären zum Raffinierten waren durchgemacht worden. Alles war vorgekommen, das Strenge, das Schwere, das Geometrische, das Einfache, das Prunkvolle, das Imposante, das Zierliche, das Bizarre, das Ausgegliche, und zwar nicht nur einmal, sondern in großer Wellenbewegung zu wiederholten Malen, passiv in Tiefpunkten dumpfer Erschöpfung, aktiv auf lichten Höhen herrlicher Blüte.

Ob ohne den Einbruch des mit fremder militärischer und wirtschaftlicher Übermacht verquickten mechanischen Zeitalters eine neue Blüte der chinesischen Kultur nach dem Tiefstand des 19. Jahrhunderts eingetreten wäre, läßt sich begreiflicherweise weder leugnen noch behaupten. Auch ist es zwecklos, über unerfüllte Möglichkeiten weiter nachzugröbeln. Daß die maschinelle Zivilisation als eine fürchterliche Zermalmerin bodenständiger Kultur auftritt, ist aus zahlreichen Fällen bewiesen. Andererseits aber besteht das Gesetz, daß Kulturen auftauchen, lange oder kurz blühen und dann plötzlich oder langsam wieder versinken. Diesem Gesetz zufolge, weit mehr als durch äußeren Druck, ist die chinesische Kultur trotz ihrer inneren und äußeren vorbildlichen Schönheit erloschen. Daß ihr Untergang für die ganze Welt einen schweren Verlust bedeutet, wird diesem Untergang keinen Aufschub verschaffen. Die chinesische Kultur hatte längst das Durchschnittsalter hoher Kulturen überschritten. Nicht äußere Katastrophen, nicht innere Verschuldung, nur das eherner Gesetz des Schicksals, daß alles, was einen Anfang hat, auch ein Ende nehmen muß, ein Gesetz, das auch vor den größten Werten nicht halt macht, brachte ihr den Tod. In der Geschichte der Menschheit gibt es viele solche Tragödien, denn das Schicksal ist hart und begünstigt nur, was die Kraft des sich Durchsetzens und Behauptens noch in vollem Maße in sich trägt.

DER ANTEIL DER MANDSCHU UND DER CHINESEN AN DER CHINESISCHEN KULTURARBEIT DER LETZTEN JAHRHUNDERTE

VON W. Y. TING

Es ist nicht zu leugnen, daß die chinesische Kultur in den letzten hundert Jahren gewisse Verfallserscheinungen gezeigt hat. Daß diese aber als ein sicheres Symptom des Sterbens der großen Kultur bezeichnet werden müßten, ist doch wohl sehr unbegründet. Das Leben einer Kultur ist unmittelbar abhängig von dem des ihr zugehörigen Volkes. Solange das Volk produktiv ist,